

## Das Ende der Zerrbilder?

VON JOSEF JOFFE

Der Nahe Osten ist wie ein Spiegelkabinett, das nur monströse Zerrbilder produziert. Ein jeder sieht sich selbst als Opfer, den anderen als Aggressor, und in den endlosen Spiegelungen lassen sich die Umrisse eines Friedens nicht einmal schemenhaft erkennen. Die Palästinenser erblicken ein Israel, das sie bedroht, brutalisiert und unterdrückt – den Israeli erscheint im Spiegelglas die Fratze des Terroristen, der Flugzeuge in die Luft sprengt und Schulkinder ermordet. Die arabischen Staaten sehen eine Mini-Supermacht, die sie noch ein jedesmal gedemütigt hat – die Israeli sehen sich umringt von 120 Millionen Feinden, die kraft Geographie und Demographie die wahre Übermacht in den Händen halten.

### Angst vor Amerika

Ein jeder sieht auch im historischen Rückblick eine ganz andere Kette von Ursachen und Wirkungen. Die Araber haben sich in Madrid auf die Landnahme nach 1967 eingeschossen; „jeder Zoll“, fordert der syrische Außenminister, müsse geräumt werden, bevor weitergeredet werden kann – dabei das Wörtchen „Frieden“ nicht einmal in den Mund nehmend. Die Israeli machen die historische Kette viel weiter in der Vergangenheit fest. Den Frieden hat man ihnen schon vor 1967 verweigert – als Gaza und das Westufer noch in arabischer Hand waren und nicht ein Palästinenser-Staat auf dem Programm stand, sondern die Vernichtung Israels. Und selbst die Vor-1967-Grenzen hat außer Ägypten kein arabischer Staat anerkannt; sie bleiben wie seit 1949 „Waffenstillstandslinien“. Was Wunder, wenn dann ein Schamir in Madrid verkündet: „Es geht nicht um Land, sondern um unsere Existenz.“

Schließlich liefert das nahöstliche Spiegelkabinett auch Bilder von der Zukunft, die bloß weitere Schrecken verheißen. Die Araber starren auf die jüdische Emigration aus der Sowjetunion und erblicken darin einen expansiven Bevölkerungsdruck, der die Landnahme von 1967 unwiderruflich machen wird; die Israeli fühlen sich hingegen bedroht von einer palästinensischen Diaspora, von Millionen von Rückwanderern, die sich in der Enge des dichtbesiedelten Westufers und Gaza-Streifens zum Revanchismus-Potential zusammenballen werden. Wie soll auf diesem Boden der Frieden wachsen?

Eine Konferenz wie die in Madrid kann diese Gespenster nicht verjagen – um so weniger, als keiner der Teilnehmer vom brennenden Wunsch nach Versöhnung in die spanische Hauptstadt getrieben wurde. Nicht der Traum von Frieden hat sie beseelt, sondern die Angst vor einem zürnenden Amerika. Nach dem Platzen

sowjetischer Macht ist allein Amerika als Schiedsrichter, Mäzen und Beschützer übriggeblieben. Wer sich durchsetzen will, braucht Washington auf seiner Seite, muß zumindest verhindern, daß die USA sich im anderen Lager einrichten. Man kann es auch anders ausdrücken: Die Situation ist womöglich noch nicht reif für den Frieden, gilt doch hier wie sonstwo die alte diplomatische Faustregel, wonach der Jetzt-Zustand schmerzhafter sein muß als der Preis, der für eine Verständigung zu entrichten wäre.

Damaskus kann offenbar sehr gut ohne die Golanhöhen leben; jedenfalls läßt die eisige Verachtung, welche die Syrer in Madrid zeigen, vermuten, daß sie nichts bieten wollen, was die Israeli zum Rückzug animieren könnte. Allenfalls das Ende des Kriegszustandes wollen sie offerieren, nicht aber einen Friedensvertrag, geschweige denn Rüstungskontrolle und gute Nachbarschaft. Die Jordanier? Sie haben in Madrid wenigstens die richtigen Worte gewählt, von einem „ehren- und dauerhaften Frieden“ gesprochen, von „Verständnis und Verständigung“. Aber Amman, eingeklemmt zwischen Syrien und Irak, wird sich erst bewegen, wenn der Nachbar im Norden sich rührt.

Das kann die schlimmsten Ängste der Israeli nicht verschrecken und sie kaum ermutigen, sich auf jenes brüchige Eis zu begeben, wo sie Land – ein Stück konkrete Sicherheit – gegen Unterschriften tauschen. Was bedeutet das Wörtchen „Nichtkriegszustand“, gar „Frieden“ in einer Region, wo die Araber ihn selbst untereinander nicht respektieren? Syrien hat 1970 seine Panzer gen Jordanien geschickt; Irak hat Iran und Kuwait angegriffen, obwohl sie alle im „Frieden“ miteinander leben. Gewiß, die jetzige Regierung in Jerusalem wiederholt mit sturer Routine, daß „Land gegen Frieden“ nicht auf der Tagesordnung stehe, sondern nur „Frieden gegen Frieden“. Aber selbst eine sozialdemokratische Regierung wird den Preis eines Rückzugs nur entrichten, wenn die Araber dafür all das in die Waagschale werfen, was aus einem Stück Papier Greifbares macht: Anerkennung, Botschafter, Zusammenarbeit.

Gefehlt hat in Madrid fast alles, was den verheißungsvollen Weg nach Camp David, zum Frieden mit Ägypten, gepflastert hatte. Es fehlte die große Geste eines Sadats, eines ebenso visionären wie kalt kalkulierenden Staatsmannes, der mit einem befreienden Hieb – seine Reise nach Jerusalem – den Knoten von Haß und Angst durchschlug. Sadat forderte einen hohen Preis – den ganzen Sinai –, streckte dafür aber einen ebenso hohen Gewinn aus: einen in konkrete Sicher-

heitsvorkehrungen eingehüllten Frieden.

Wenn die Situation überhaupt reif ist, dann überraschenderweise zwischen den beiden Parteien, die bislang am unbarmherzigsten miteinander gerungen haben: zwischen den Israeli und den Palästinensern. Für die Palästinenser ist die Situation tatsächlich unerträglich geworden. Sie haben sich immer wieder mit den falschen Freunden eingelassen, zuletzt mit Saddam Hussein; sie haben seit 40 Jahren jede Chance ausgelassen, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen. Sie wissen, daß ihnen die arabischen Brüder, vor allem Assad, keinen Staat in den Schoß legen werden, und sie sehen tagtäglich hilflos zu, wie die Israeli die Intifada zerschlagen und ihr Land vereinnahmen. Sie haben nichts mehr zu verlieren, können nur noch gewinnen, wenn sie die Israeli in den Dialog ziehen.

### Eine Lücke in der Mauer

Verschwunden ist das Antlitz des stoppelbärtigen Pistolenhelden Arafat; auf der Madrider Bühne agierten nüchterne Profis und Professoren, die sich an das „israelische Volk“ mit der Botschaft wandten: „Wir sind willens, Seite an Seite mit Euch zu leben.“ Ein Klima in Israel gelte es zu schaffen, das „Konzessionsbereitschaft“ fördert. Zumindest haben die Westufer-Palästinenser eine Lücke in die Mauer des Alles-oder-Nichts geschlagen, die breit genug für die Israeli ist, die eigene Hand durchzustrecken. Wie die Spirale von Gewalt und Verachtung zurückgeschraubt werden könnte, hat ein führender Palästinenser – Sari Nusseibeh – am Vorabend von Madrid vorbuchstabiert: Lockerung der harten Besatzungspolitik, eine Übergangsautonomie mit echten Kompetenzen, ein Siedlungsstopp, Abzug der Truppen aus den Städten – dafür ein palästinensischer Gewaltverzicht und der Abbruch der Intifada. Mit derlei Schreiben, gewiß, ist noch kein Staat zu machen, aber sie sind besser als das sterile Ritual von Terror und Theatralik, das den Nahen Osten keinen Zentimeter weitergebracht hat. Und es verheißt den Israeli und Palästinensern – beide die eigentlichen Opfer des Nahost-Konflikts – einen Weg aus jenem Spiegelkabinett der Zerrbilder, wo 40 Jahre lang die Träume der einen zum Alptraum der anderen geraten sind.

p d g